

Nr. 7. Bromberg, den 10. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(22. Fortsetzung.

Die Deutschen wollten jetzt wissen, was Meier dort unten bemerkt habe, und dieser sah wohl ein, daß es nichts half, ihnen ein Geheimnis daraus zu machen; waren sie doch eigentlich auch nur hier herüber gekommen, um die Indianer aufzusuchen, und mußten von hier an jeden Augenblick gewärtig sein, ihnen zu begegnen. Beide erschraken deshalb auch nicht über die Kunde, sondern im Gegenteil rief der Doktor vergnügt aus:

„Gott sei Dank, da kommen wir rascher zum Ziel, als ich geglaubt! Treffen wir die roten Diebe da unten gleich an den Bergen, so ist das „Geschäft" vielleicht in ein paar Stunden erledigt. Wir packen dann die junge Dame auf ein Pferd und machen, daß wir so rasch als möglich wieder in die Ansiedlungen und nach der Küste zurückkommen. Einmal bin ich dann in den Kordilleren gewesen, aber zum zweitenmal — na!" —

„Abwarten!" sagte aber auch Meier jetzt, mit jenem ganz charakteristischen Achselzucken der eingeborenen Südamerikaner, reichte dem Doktor das Teleskop zurück, griff die Zügel seines Pferdes auf, schwang sich in den Sattel und folgte dem Gefährten. —

Was er vorher über das Wetter gesagt, sollte nur zu bald eintreffen. Noch waren sie keine halbe Stunde weiter geritten, als der Wind mit verdoppelter Schärfe zu wehen anfing, und, wie die Nacht über, gerade von Norden her, und es dauerte nur kurze Zeit, bis die ersten Tropfen eine Wiederholung des gestrigen Bades verkündeten. Der Himmel drohte heute auch nicht lange; kaum hatte es begonnen, als es in einem soliden Guß niederrasselte; aber was half's? Die Reiter zogen sich nur den Hut tief über das linke Ohr hinab, daß ihnen der Regen dort nicht hineinpeitschte, und ließen die Pferde gewähren, die mit gesenktem Kopf ihrer Bahn folgten. Anzuhalten würde ihnen nichts geholfen haben, denn es gab keinen Platz, wo sie hätten unterstehen können.

Don Enrique, der von Cruzado gehört, daß sich gegenwärtig an der Lagune ein indianisches Lager befinde, was nur zu sehr unregelmäßigen Zeiten der Fall ist, drängte vorwärts und hätte es gern heute abend noch erreicht, aber das war nicht möglich, und die Entfernung zu groß dazu. Die Dunkelheit überraschte sie früher, als sie es geglaubt, und sie mußten wieder Halt machen, um ihr Lager aufzuschlagen.

Allerdings zeigte sich das Terrain hier günstiger als dort oben am Bergeshang. An dem Bach, dem sie gefolgt, wuchsen niedere Weiden, und noch etwas weiter unten begannen sogar schon die Apfelbäume, die voller Früchte hingen und auch hier und da dichte Kronen zeigten, unter denen man doch wenigstens etwas geschützt gegen das Unwetter war. Aber der Regen setzte dafür nicht einen Augenblick aus, und nicht einmal die Möglichkeit zeigte sich, an diesem Abend ein Feuer anzuzünden, um nur heißes Wasser zu einem Becher Tee zu bereiten.

Reiwald wie der Doktor sprachen kein Wort. Meier, der sich wieder zu ihnen hielt, wollte ihnen gute Ratschläge geben, — doch umsonst. Reiwald schüttelte bloß mit dem Kopf, stieg vom Pferde, setzte sich unter einen Apfelbaum, hüllte sich in seinen nassen Mantel, ließ den Kopf auf die Brust sinken, und schien dort ruhig die Nacht und wahrscheinlich auch den Tod zu erwarten, denn wie er später erzählte, war er fest überzeugt gewesen, daß ihn in kürzester Zeit der Schlag rühren würde. Nicht einmal seinen eigenen Sattel nahm er vom Pferde; es ging doch alles zugrunde, was sollte er sich um den kleinen Rest bekümmern.

Der Doktor nahm allerdings seinen Sattel ab und setzte sich auf die auch noch nicht trockenen Decken, aber er machte ebensowenig wie sein Leidensgefährte einen Versuch, irgend welches Lager herzurichten, um sich darauf auszustrecken. Meier brachte ihm später, — ihre einzige Kost heute abend, — ein Stück hartes, getrocknetes Fleisch; das nahm er und kaute daran, Reiwald verweigerte auch dies und meinte nur einfach, „es sei nicht mehr der Mühe wert."

Es war eine traurige und böse Nacht — aber auch diese Nacht schwand. Gegen zwei Uhr morgens hörte es mit Regnen auf; der Wind hatte sich schon um Mitternacht nach Westen gedreht, und zog sich mehr und mehr nach Süden hinüber, nahm aber dabei auch freilich an Heftigkeit zu, und als er etwa um fünf Uhr, also kurz vor Sonnenaufgang, aus Süd-Südwest blies, war es beinahe, als ob er über eine Schneefläche daher wehte, so kalt und eisig strich er durch das Tal.

Jetzt wiederholte sich die Szene vom vorigen Morgen, aber eine größere Tätigkeit belebte die Leute; denn jeder wußte, daß sie heute morgen schon mit den gefürchteten Pehuenchen zusammentreffen würden, und niemand konnte voraussagen, wie ihr Empfang sein würde; hing doch alles von der Laune des gerade anwesenden Häuptlings oder Kaziken ab. Daß aber der Zweck ihrer Reise erreicht würde? Keiner von denen, die mit dem Wesen und Treiben jener wilden, unabhängigen Stämme bekannt waren, glaubte es. Schon die Forderung konnte böses Blut machen. Und waren die Eingeborenen wirklich feindlich gesinnt, wie hätte ihr kleiner, schwacher Trupp — dem selbst der Rückzug nach Chile durch den Regen abgeschnitten worden, ihnen je Trotz bieten oder sich nur widersetzen können?

Alles das sollte sich schon vielleicht in den nächsten Stunden entscheiden, und sonderbar, daß selbst der alte Chilene heute nicht mehr so rastlos wie bisher zum Aufbruch drängte und seiner Begleitung vollständig Zeit ließ, Sattelzeug und Decken und Mäntel zu trocknen, und überhaupt alle Vorbereitungen zu treffen, um den Herren dieses weiten Distrikts zu begegnen. Fürchtete er den entscheidenden Augenblick, der vielleicht alle seine bis jetzt gehegten Hoffnungen zertrümmern konnte, und den er nicht zu vorschnell herbeiführen wollte?

Er sah entsetzlich bleich aus heute, der alte Mann, und nur die Augen hatten einen eigentümlichen, fast wilden Glanz. So früh als einer der anderen, Cruzado ausgenommen, war er auch von seinem Lager aufgestanden, und

arbeitete selber mit. Er hing sein Zelt zum Trocknen auf, in das der Wind lustig hineinwehte, er öffnete selber die Lebensmittelsäcke, und gab das Nötige reichlich zum Frühstück heraus. Auch seine Pistolen sah er nach, die er in den Halftern trug, schoß sie ab und lud sie frisch.

Der Doktor war durch das rege Treiben umher, besonders aber durch den wohltuenden Anblick des Feuers auch wieder zu sich selber gekommen. Es bedurfte einiger Zeit, bis er seinen niedergebrochenen Gefährten nur in etwas aus seiner Gleichgültigkeit aufschütteln konnte, denn Reiwald fror so entsetzlich, daß er sich nicht einmal zu rühren wagte. Der Doktor wußte übrigens ein Zauberwort, das ihn im Nu zu sich selber brachte.

„Sie, Reiwald“, sagte er, indem er sich zu ihm niederbog, „der Kaffee ist fertig.“

„Der Kaffee?“ rief der vor Frost Klappernde. „Doktor, treiben Sie keinen teuflischen Scherz mit mir! Es gibt Fasern meines Herzen, wo ich sterblich bin.“ Dabei warf er seinen Mantel ab und schaute in das helle Sonnenlicht, aber er entdeckte auch das angezündete und jetzt hoch auflodernde Feuer; es kam wieder Leben in ihn und er konnte wenigstens anfassen, um seine eigenen Sachen mit trockenen zu helfen und in Ordnung zu bringen. Der Kaffee war allerdings noch nicht fertig, aber er wurde doch zubereitet, Meier hatte dafür gesorgt, und frisches, neues Leben kam über den bis jetzt Hoffnungslosen.

Durch das Abschießen von Don Enriques Pistolen wurden die beiden Deutschen auch an ihre eigenen Gewehre erinnert. Guter Gott, wie sahen diese aus! Beide waren von einer roten Rostkruste überzogen und die Ladungen natürlich zu einem feuchten Brei geworden, der nie die Kugel aus dem Rohr gesandt hätte. Der Doktor erbot sich, das Trocknen der Decken und Kleidungsstücke zu übernehmen, wenn Reiwald die Waffen in Ordnung bringen wollte, und dazu verstand sich dieser am leichtesten, denn er brauchte sich dabei nicht viel zu bewegen. Alles Werkzeug dazu führte er bei sich. Und sich einen Platz am Feuer aussuchend, ging er scharf ans Werk, schraubte die Pistons aus, bohrte das nasse Pulver so viel als möglich heraus, schüttete frisches ein und hatte wenigstens die Genugtuung, nach fünf oder sechs vergeblichen Versuchen die Gewehre losschießen und wieder frisch laden zu können.

Die Indianer besorgten indes wieder das Einfangen und Packen der Lasttiere, das Frühstück wurde verzehrt, und eine halbe Stunde später setzte sich der Zug aufs neue in Bewegung.

Kahl und öde genug sahen die Hänge freilich aus; denn ganz unähnlich den westlichen Abdachungen der Kordilleren zeigten sich hier nur wenig Bäume. Nur niederes Strauchwerk wuchs hier; wo aber wirklich ein Baum stand, konnte man sich auch darauf verlassen, daß er Apfel trug.

Jetzt hatten die Reisenden die Mündung des Tales erreicht, von wo sich der letzte niedere Hang gegen die Pampas hinabzog, und dicht zu ihren Füßen lag die breite und spiegelglatte Nontue-Lagune, die sich nach Osten zu in einen schmalen Arm zusammenzog und dann wieder zu dem kleineren See Huetchun ausbreitete. Die Wasserfläche dehnte sich weit nach Osten hinüber, und an den nördlichen Ufern derselben ließen sich jetzt deutlich, schon mit bloßen Augen, die dunklen Fellzelte der Indianer erkennen, die dort zwischen den Apfelbäumen ihr Lager aufgeschlagen hatten. An dem schmalen Arm, welcher die beiden größeren Lagunen miteinander verband, stand aber auch eine wirklich feste und ziemlich geräumige Hütte, die der Doktor mit seinem Glas deutlich von den Zelten unterscheiden konnte. Meier, dem er das sagte, nickte und meinte, die gehöre dem Fährmann, oder dieser wohne wenigstens darin. Dort würden auch die Fässer aufbewahrt für ihre Chicha, und die Presse stände dort, um den Apfelwein auszuquetschen. Jedenfalls wären die Indianer drinnen an der Arbeit, denn da draußen herum ließen sich viele Pferd auf der Weide erkennen.

„An der Arbeit?“ Der Doktor hatte noch nie davon gehört, daß die Indianer überhaupt je arbeiteten; ehe er aber weiter fragen konnte, setzte sich der Zug, der hier einen Augenblick gehalten, um das Terrain zu überschauen, wieder in Bewegung. Da es an dieser Stelle auch gerade ziemlich felsig und der Boden von dem furchtbaren Regen durchwaschen und aufgeweicht war, so mußten die Reiter ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Pfad und die eigenen Tiere lenken, und jede Unterhaltung war damit abgebrochen.

Hier befanden sie sich indessen völlig in Sicht des indianischen Lagers, wenn auch noch eine ziemliche Strecke davon entfernt. Die Pehuenchen schienen aber von keiner Seite her eine Gefahr zu fürchten, denn nirgends hatten sie Wachen ausgestellt, und der Zug der Reisenden war jetzt schon so tief in das Tal hinabgerückt, daß sie bald von unten nicht mehr gesehen werden konnten, als plötzlich Leben und Bewegung zwischen die Zelte kam. Deutlich konnten sie einzelne Reiter erkennen, die plötzlich hinaus ins Freie sprengten und dort hielten, — um sie zu beobachten. Andere jagten in wilder Flucht herum und trieben die Pferde zusammen. Es war augenscheinlich, daß das Lager durch den Anblick der schon so tief zu ihnen niedergestiegenen Fremden beunruhigt sei, da die Wilden nicht wissen konnten, ob schon ein größerer Trupp vorangezogen und ihnen näher wäre, als sie glaubten.

„Da habt Ihr den Vorteil von weißen Pferden, Don Carlos“, sagte Cruzado, neben welchen der Deutsche gerade angeritten war, indem er mit dem Arm hinunter in die Ebene deutete. „Wenn wir hätten unbemerkt anreiten wollen, würden sie uns jedenfalls verraten haben, während sie dunkle Pferde an diesen grauen Bergwänden nie erkennen könnten. Und nun erst draußen in den Pampas! Ausweichen können wir keinem Trupp, so viel ist sicher; aber vorwärts, — die roten Herren wissen jetzt, daß wir kommen, und wir müssen sehen, welchen Empfang sie uns bereiten.“

16. Tschalnak.

Die kleine Kavalkade war indessen, der steilen Senkung folgend, rasch zu Tal gestiegen und jetzt schon so tief, um die von den belaubten Wipfeln verdeckten Hütten oder Zelte nicht mehr erkennen zu können. Eine Zeitlang ließ sich nichts Lebendiges mehr sehen; die Ebene lag still und tot, und kein Laut, als vielelicht einmal das Kreischen eines Raubvogels, wurde gehört. Die Wasserfläche der Nontue-Lagune hatten sie jetzt an der rechten Seite und folgten dem kiesigen Ufer derselben. Hier zog sich auch ein deutlich erkennbarer Weg hin, da der Boden weiter in den Pampas wahrscheinlich weich und schwer war.

Kaum mochten sie aber eine halbe Stunde der Lagune gefolgt sein, als links zwischen den Bäumen ein Reiter sichtbar wurde, — ein Indianer auf nacktem Pferd, ohne Sattel, ja selbst ohne Zaum, das Tier nur eben mit Schenkel und Armen regierend. Wie ein Schatten glitt er zwischen den Bäumen hin, und Cruzado, der ihn zuerst gesehen, winkte ihm mit der Hand und rief ihm ein paar Worte in seiner eigenen Sprache zu; aber er verschwand, wie er gekommen, und schien keine Lust zu haben, sich mit den Fremden einzulassen.

Wieder und wieder wurden, je weiter sie ritten, einzelne Indianer sichtbar; aber es war augenscheinlich, daß sie nur die Fremden umschwärmten, um sich über ihre Zahl zu vergewissern, und sicher zu sein, daß nicht noch weitere Trupps oder Züge folgten; zu ihnen heran ritt keiner. Einmal dachten sie schon einen Abgesandten des Kaziken zu treffen, denn ein einzelner Indianer seinen Poncho umgehangen, die lange Lanze in der Hand, das Haar in dem Wind um seine Schläfe flatternd, hielt plötzlich, etwa zwei- oder dreihundert Schritt voraus, still und regungslos in dem Pfad, dem sie folgten. War es aber wirklich seine Absicht gewesen, sie dort zu erwarten, so änderte er sie vorher. Noch mochten sie etwa hundert Schritt von ihm entfernt sein, als er plötzlich sein Pferd herumwarf und, ihm die Hacken einsetzend, mitten zwischen die Apfelwaldung hineinsprengte.

Der alte Don Enrique hatte die wilden Gestalten scheu beobachtet, deren unheimliches Erscheinen und Verschwinden ihm keine Bürgschaft für ihre freundliche Gesinnung schien. Cruzado. der an seiner Seite dahinritt, beruhigte ihn aber darüber. Diese einzelnen Reiter waren nur ausgesandt, um dem Kaziken Kunde zu bringen, — sie durften sich nicht mit den Fremden einlassen, wenn sie auch gewollt hätten, da die erste Anrede dem Oberhaupt gebührte, und der Stamm fühlte sich wahrscheinlich hier, wo sie erst den Lagunenarm kreuzen mußten, um auf die andere Seite zu kommen und die freie Pampas vor sich zu haben, nicht so ganz sicher, da

man die genaue Stärke des nahenden Trupps noch nicht kannte. Sobald sie erfuhren — und das war jetzt schon geschehen, — daß sie es mit einer kleinen friedlichen Karawane zu tun hatten, würden sie nichts Feindliches gegen sie unternehmen. Bis jetzt war wenigstens noch nie einer der von Chile herüberkommenden Händler belästigt oder gar beraubt worden. Der Häuptling Jenkitruß hielt auf strenge Gerechtigkeit, und selbst den Weißen hier und da doch gestohlene Dinge waren ihnen jedesmal, sobald nur die Anzeige gemacht worden, wieder zurückgeliefert.

Nicht so ruhig betrachteten die beiden Deutschen ihr erstes Begegnen mit den Wilden.

„Teufel noch einmal, Doktor!" sagte Reiwald, indem er seine Büchsflinte von der Schulter nahm und nach Zündhütchen in seiner Tasche suchte. „Sehen Sie, dort drüben ist wieder so ein brauner Halunke! Wie die Hirsche fahren die Kerle durchs Dickicht, ehe man nur einen ordentlich aufs Korn bekommen könnte."

„Lassen Sie um Gottes willen Ihre Flinte hängen und machen Sie keine Dummheiten!" sagte der ängstlichere Doktor. „Wir wollen diese roten Herren der Pampas zu Freunden behalten und nicht gleich von vornherein ein paar von ihnen schießen. Wäre eine verdammt schlechte Spekulation und könnte uns unsern Skalp kosten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Münze der Persephone.

Skizze von Grete Massé.

Der alte Sanitätsrat Matthäus Lindner lebte in einer kleinen norddeutschen Stadt in einem abseits gelegenen Haus, das er als Junggeselle allein bewohnte. Nur seine Wirtschafterin, die Jungfer Mathilde, ältlichen Gemütes und ältlichen Geblütes, betreute ihn und lebte in der Einsamkeit ein beschauliches Dasein, das durch das Gezwitscher eines prächtigen Distelfinken freundlich ermuntert wurde. Was der Jungfer der bunte Vogel war, bedeutete dem Sanitätsrat seine Münzensammlung, und im ganzen Städtchen gab es schwerlich zwei zufriedenere Menschen als die Mathilde, wenn sie den Distelfinken fütterte, und den Matthäus, wenn er durch sein Lorgnon die Gold- und Silber- und Kupferstücke seiner Sammlung beäugte.

Jeden Morgen fuhr ein Wägelchen mit einem betagten Schimmel vor das Haus. Seit fünfunddreißig Jahren hatte das Gefährt die Aufgabe, den Arzt zu seinen Patienten zu fahren. Mit ihnen verknüpfte den guten Matthäus Lindner so etwas wie ein Freundschaftsband. In diesen Familien war schon sein Vater, der verstorbene Sanitätsrat Christian Lindner, Hausarzt gewesen. Hätte der Matthäus Söhne gehabt, so wären sie gewiß einst, wenn er das Zeitliche gesegnet, als seine Nachfolger in dieselben Häuser gekommen, wie es sein Vater Christian Lindner getan. Arzt und Patienten hatten sich im Laufe der Jahre wunderbar aneinander gewöhnt. Ob die Leute krank waren oder gesund, der Sanitätsrat machte einmal wöchentlich zum mindesten eine Plaudervisite bei ihnen. Das gab den Besuchten die Beruhigung, daß ihnen nichts geschehen könne, da ohne Unterlaß das wachsame Auge des Arztes auf ihnen ruhte, und der Sanitätsrat schrieb am Jahresschluß mit seiner winzig kleinen Handschrift, die schwache Augen nur durch die Brille zu entziffern vermochten, lächerlich niedrige Rechnungen. Da er überaus begütert war und in der Zusammenstellung seines Speisezettels der Jungfer Mathilde Mäßigkeit zur obersten Pflicht gemacht, konnte er es sich leisten, seinen Freunden den ärztlichen Rat und die ärztliche Überwachung so billig zu berechnen, wie es der andere Arzt des Städtchens, der moderne junge Doktor Veit Kargel, niemals getan hätte.

Die Sammlerleidenschaft gab auch den Anlaß, daß in das weltfremde Doktorhaus Briefe mit den fremdländischen Marken aller Erdteile geflogen kamen, denn der Matthäus Lindner stand im Briefwechsel mit den Münzensammlern großen Formats, gleichgültig, in welchem Winkel der Welt sie ihre Behausung haben mochten. In diesen Briefen fanden sich nicht nur Auskünfte über Münzfunde, gelehrte Abhandlungen über Beschaffenheiten der Münzen, die nur den Kennern verständlich waren, sondern auch wahrhaft intrigante Unterweisungen, wie man zähen und schrullenhaften Sammlern ein Objekt ablisten könne, das sie so grimmig verteidigten wie eine Löwin ihr Junges. Auf diese Weise hatte der Sanitätsrat schon manchem einen Dienst getan und war auch durch einen Gegendienst in den Besitz mancher Münze gekommen, über die sein altes Sammlerherz eine rechte Beglückung empfand. Nur eine Münze gab es, die sich von ihm nicht erreichen ließ. Er war sein ganzes Leben lang auf der Jagd nach ihr. Fast könnte man sagen, daß diese Münze, der er mit einer wahren Besessenheit nachspürte, der Anlaß zu seiner Sammeltätigkeit geworden. Ursprünglich hatte er nur sie auffinden wollen. Erst als er ihrer nicht habhaft werden konnte, brachte er andere Münzen in seinen Besitz wie ein Schwärmer, der einsieht, daß es ihm nie gelingen wird, die unsterbliche Geliebte zu erringen, eine Ehegemeinschaft mit einer sterblichen Evastochter eingeht. Die Münze, die er suchte, war die Münze der Persephone, die der Gott des Todes aus dem Kreise ihrer Gespielinnen geraubt, um sie in der Unterwelt als Herrscherin über die Schatten seinem Throne zur Seite zu setzen. Aber die Münze mit dem strengen, edel geschnittenen Kopfe der Persephone blieb Matthäus Lindner unerreichbar.

Da geschah es eines Tages, zum großen Erstaunen der Jungfer Mathilde, die gerade ihrem bunten Distelfinken ein Stück Zucker zerkleinert hatte, daß ein Bote an der Tür des abgelegenen Arzthauses klingelte. Er meldete, daß ein zugereister Herr, der im Gasthaus zum Schwanen Quartier genommen, den Herrn Sanitätsrat um seinen Besuch bitten lasse, da er sich unpäßlich fühle. Matthäus Lindner gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß man ihn hole, da es doch sonst die Gepflogenheit der Zugereisten und überhaupt der Jungen und Neumodischen sei, sich im Bedarfsfalle der ärztlichen Kunst des jungen Dr. Veit Kargel anzuvertrauen. Der Bote wußte darauf nichts anderes zu erwidern, als daß dieser Fremde eben ausdrücklich den Besuch des Herrn Sanitätsrates Matthäus Lindner erbeten habe. Darauf schlüpfte der Alte, der noch nie jemanden abschlägig beschieden, in seinen altmodischen Straßenrock aus braunem Tuch.

Im Gasthause führte man den Arzt in eines der drei Zimmer, die der Fremde gemietet hatte, bat ihn, einige Minuten zu warten, da man den Kranken, der ein wenig eingeschlummert sei, wecken wolle.

Als der alte Herr allein war, ging er ans Fenster und blickte auf den kleinen Marktplatz des Städtchens herab, über den er schon als Schuljunge, mit dem Ranzen auf dem Rücken, dahin getrollt. Da er — abgesehen von seiner Studienzeit — niemals den Ort verlassen, kannte er jeden Stein des Pflasters dort unten so genau wie die Linien in seiner Handflächen. Über dem spitzen Turm des Rathauses trat gerade der Abendstern hervor. Dem Alten schien es, er schimmere heute in einer besonderen Pracht und entsende einen Schein, der einem wahrhaft tröstlich ins Gemüt dringe.

Dann wandte er sich vom Fenster ab und sah sich im Zimmer um. Da stand ein halb ausgepackter Koffer. Auf dem Tische lagen allerhand kleine Dinge wie Flakons, Notizblock, Bleistifte, Bücher und eine Handvoll alter Münzen. Kein Sammler kann der Versuchung widerstehen, die Gegenstände, die das Ziel seines Sammeleifers sind, zu betrachten, wenn sie sich seinem Blicke darbieten. So nahm er denn eine der Münzen nach der andern in die Hand. Es waren seltene Exemplare darunter, aber auch solche, wie er sie selbst in seiner Sammlung besaß oder im Tauschgeschäft an andere weitergegeben.

Plötzlich hielt Matthäus Lindner, der Sanitätsrat, eine Münze in der Hand, bei deren Anblick der Herzschlag in ihm weit ausholte wie ein Hammer, der niederschlagen will. Seine zitternde Hand tastete nach dem Lorgnon, um zu prüfen, ob seine fast siebzigjährigen Augen ihn auch nicht getäuscht. Doch kaum hatte er es vor die Pupillen geführt, so sank ihm die Hand mit dem Lorgnon steif herab.

In der Zeitung war am nächsten Morgen zu lesen, daß der Sanitätsrat Lindner im Gasthause — beim Besuche

eines Patienten — vom Tode ereilt sei. In seiner Hand habe er — der, wie in Fachkreisen bekannt, ein eifriger Münzensammler gewesen — eine altgriechische Münze gehalten, die den Kopf der Persephone darstellte.

König Husseins Goldschatz.

Von Dr. Josef Bobek.

In jedem Menschen schlummert der Wunsch, plötzlich reich zu werden. Diesem Wunsche entspringen alle die Sagen und Märchen von vergrabenen Schätzen, die ihre zufälligen Entdecker über Nacht unermeßlich reich machen. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Volkserzählungen die Geschichte von geheimnisvollen Schätzen, die durch die Tatsache, daß man seit jeher bei Feindesgefahr seine Schätze zu vergraben pflegte, reichliche Nahrung fanden. Wieviel Schätze mögen auch tatsächlich in der Erde schlummern, von denen niemand eine Ahnung hat, weil ihre einstigen Besitzer, vom Kriege oder von Krankheiten dahingerafft, sie selbst nicht mehr heben konnten und das Geheimnis mit in das Grab nahmen.

In ganz Arabien raunt und flüstert man von einem unermeßlich reichen Goldschatz, der irgendwo in Hedschas im Wüstensand verscharrt liegen soll. Der frühere König von Hedschas, Hussein, heute ein 80jähriger Greis, der auf Zypern in der Verbannung lebt, hat angeblich nach und nach etwa 10 Millionen Goldpfund in purem Golde durch treuergebene Diener an einem verborgenen Platz in der Wüste vergraben lassen. Kein Wunder, daß die Augen der Beduinen vor Habgier funkeln, wenn sie dieses reichen Schatzes gedenken. Mancher arme Teufel von Kameltreiber mag auch Tag und Nacht davon träumen, ein gütiges Geschick werde ihn eines glücklichen Tages den gewaltigen Schatz heben lassen und ihn damit zu einem der reichsten Männer der Erde machen. Wieviel der Volksmund und die rege Phantasie der Araber auch hinzugedichtet haben mag, ein wahrer Kern wird sich wohl hinter all diesen Erzählungen verbergen. Aber nur Hussein allein könnte Genaueres sagen und der hütet sich wohl, das Geheimnis zu verraten.

König Hussein war wegen seines Geizes im ganzen Orient berüchtigt. Von ungewöhnlicher Habsucht besessen, häufte er von früher Jugend Gold auf Gold. Man munkelte seinerzeit übrigens auch, daß er mit den räuberischen Wüstenbeduinen in Gemeinschaft stehe und mit ihnen die Beute, die sie von den frommen Mekkapilgern durch Beraubung ihrer Karawanen gewannen, brüderlich teile. Dafür sorge er dafür, daß sie nicht allzuheftig verfolgt würden. Hussein selbst bezeichnete diese Anschuldigungen stets als Lüge und erklärte, er sei durch die Intrigen der europäischen Mächte in Arabien reich geworden. Außerdem wollte er von indischen Mohammedanern große Geldgeschenke empfangen haben. Er verwaltete übrigens auch ohne jede Kontrolle das reiche Vermögen der mohammedanischen Heiligtümer in Mekka und Medina, da er der Schirmherr (Sheriff) der Heiligen Stätten war.

Sei dem, wie ihm wolle, Tatsache ist, daß Hussein schon vor Jahrzehnten gewaltige Reichtümer zusammenbrachte, die alle auf geheimnisvolle Weise verschwanden. Das Gerücht behauptete, wie erwähnt, er habe diese Schätze alle aus Furcht, der mißtrauische Sultan Abdul Hamid könnte sie ihm eines Tages abnehmen lassen, im Wüstensand an einer nur ihm und wenigen Vertrauten bekannten Stelle vergraben lassen.

Nach dem Weltkriege wurde Hussein König von Hedschas. Nun konnte er ohne Grenzen seiner Habgier fröhnen. Beamte und Offiziere bekamen keine Gehälter, Krankenhäuser, Straßen und andere Institutionen verfielen, aber das Volk seufzte unter dem schweren Druck der Steuern, die ihm der habgierige König auferlegte. Noch größere Schätze raffte er in dieser Zeit zusammen, als er je besessen hatte, und alles Gold ließ er wiederum an der alten Stelle vergraben. Als Hussein vom Wahabitensultan Ibn Saud gestürzt und vertrieben wurde, hatte er bei der überstürzten Flucht keine Zeit, seine Schätze in das Ausland mitzunehmen. Bekanntlich eröffnete der gestürzte König, der sich auf der Insel Zypern niederließ, dort ein Zitronenexportgeschäft, doch vor wenigen Monaten ging durch die Zeitungen die Nachricht, Hussein sei in Konkurs geraten.

Ibn Saud glaubte selbst fest an die vergrabenen Schätze Husseins. Monatelang ließ er durch Tausende von Soldaten an vielen Stellen den Wüstenboden umgraben, um in ihren Besitz zu gelangen, aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Vergeblich haben auch die Söhne des greisen Exkönigs ihren Vater zu bewegen gesucht, den Ort zu verraten, wo er seinen Reichtum vergraben hatte. Sie wiesen zwar darauf hin, daß er in seinem Alter jeden Tag sterben könne, doch gab Hussein ruhig zur Antwort: Sorgt euch nicht, Kinder, um meine Gesundheit. Ich bin frisch und gesund wie ein Jüngling und gedenke sogar noch eine Frau zu heiraten — meine Sekretärin. Gott hat unser Geschlecht gesegnet. Mein Vater ist mit hundert Jahren noch ein rüstiger Mann und mein Großvater hat das 118. Lebensjahr erreicht. Allah ist groß und seine Barmherzigkeit kennt keine Grenze."

Mit dieser Antwort mußten sich die Söhne begnügen. Der älteste von ihnen, König Feysal vom Irak, hat nun ein anderes Mittel ersonnen, dem Vater das Geheimnis abzulocken. Er lud ihn zu sich nach Bagdad ein und will ihm dort einen prachtvollen Palast am Ufer des Tigris einräumen. Ob der schlaue Hussein auf dieses plumpe Mittel hereinfallen wird, ist mehr als zweifelhaft.

Arabien hat zu seinen tausendundein Märchen noch ein Märchen erhalten, das in den Köpfen aller Araber spukt und an den Lagerfeuern in der Wüste so gut wie in den verschwiegenen Frauengemächern der Städte flüsternd von Mund zu Mund geht: das Märchen von König Husseins unermeßlichen Goldschatz, der irgendwo in der Wüste im heißen Sande verborgen ruht.



Bunte Chronik



*** Nobile erzählt . . .** Seit langer Zeit hat Nobile nichts von sich hören lassen. Sein Name ist in Italien ausgelöscht. Trotzdem kam ein dänischer Journalist, der in Rom weilte, auf den Gedanken, den Gefallenen zu besuchen und ihn zu interviewen. Nobile wohnt in einem vom Zentrum entfernten Stadtteil Roms in einer sehr bescheidenen Wohnung. Er ist sehr gealtert und seine Augen behalten stets einen traurigen Ausdruck. Er ist weniger nervös als vor einem Jahre, da er sich vor der Untersuchungskommission zu verantworten hatte. Der dänische Journalist fragte Nobile, ob es wahr sei, daß er mit Hilfe von amerikanischem Kapital einen neuen Nordpolflug plane. Nobile dementierte diese Gerüchte. „Weder ich noch Prof. Behounek, mit dem ich stets in Verbindung stehe", erzählte Nobile, „haben ein Angebot von Amerika erhalten. Diese Gerüchte gehören zu den üblichen Sensationen, die von der Presse ab und zu erdacht werden. Erst die Zukunft wird zeigen, ob es für mich in Frage kommt, noch einmal nach dem Nordpol zu fliegen. Vorläufig sind diese schönen Träume begraben, und mein Buch soll der Grabstein sein über meine frühere Karriere. Zurzeit bekleide ich die Stellung eines Professors an der Universität von Neapel, wo ich Vorträge über Flugtechnik halte. Mehrere Male wöchentlich reise ich nach Neapel und zurück. Mein Vaterland scheint zurzeit keine andere Verwendung für mich zu haben."

*** Das Muschel-Orchester von Neu-Guinea.** Zu den eigenartigsten Musikkapellen, die es in der Welt gibt, dürfte wohl das Orchester gehören, das sich der amerikanische Missionar H. Zahn in Neu-Guinea aus bekehrten Eingeborenen zusammengestellt hat. Diese Kapelle benutzt als Instrumente ausschließlich große Seemuscheln, von denen jede jedoch nur einen einzigen Ton hervorzubringen imstande ist. Es müssen daher soviel Musikanten vorhanden sein, als Noten in dem zu spielenden Stück vorkommen. Trotz dieser großen Schwierigkeit hat es Pastor Zahn soweit gebracht, daß dieses eigenartige Orchester recht gut Choräle und andere religiöse Musikstücke vorzutragen imstande ist. Die Eingeborenen beteiligen sich übrigens sehr gern an diesen musikalischen Vorträgen und passen sehr gut auf ihren Einsatz auf.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.